

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 9

Artikel: Aus Bundesrat Baviens Lebenserinnerungen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154029>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Abwanderung des politischen Gefahrenzentrums von der kolonialen Welt zur kontinentalen, wie sie in der Konsequenz der englischen Bündniswünsche Deutschland gegenüber lag, war mißlungen. Nun setzte England mit demselben Ziele die Hebel bei den Franzosen und Russen, und diesmal erfolgreich, an. Die nun kommenden Jahre bis 1907 bringen die große weltpolitische Umwälzung, die den Weltkrieg erzeugen sollte.

Aus Bundesrat Baviors Lebenserinnerungen.

Der ehemalige Bundesrat und schweizerische Gesandte in Rom, Herr Ingenieur Simon Bavier von Chur, hat Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen, die, abgesehen von ihrem gemütbollen Inhalte ihrem kulturgeschichtlichen und persönlichen Werte, in ihren spätern Teilen auch politisches Interesse bieten. Wir glauben deshalb dem Leserkreise der Schweiz. Monatshefte einen angenehmen Dienst zu erweisen, indem wir einige Bruchstücke daraus veröffentlichen. Zum Verständnis der Auszüge mögen nachstehende Angaben über den Lebenslauf von Bavier dienen.

Simon Bavier, geboren 1825 zu Chur, entstammte einem alten bündnerischen Adelsgeschlechte, das dem Rhätischen Freistaate manchen hervorragenden Magistraten schenkte, während durch mehrere Jahrhunderte jüngere Glieder der Familie sich in fremden Kriegsdiensten auszeichneten. Sein Vater war der treffliche Bundespräsident (des Gotteshausbundes) Joh. Baptiste Bavier von Chur; seine Mutter, eine edle, hochsinnige Frau, die Tochter von Bundeslandammann Val. Koffler von Fideris im Prättigau. Simon Bavier besuchte, nach dem Austritt aus den Churer Schulen, die bekannte Erziehungsanstalt zu Stetten in Württemberg und bildete sich auf den polytechnischen Schulen von Karlsruhe und Stuttgart zum Ingenieur aus. Im Jahre 1850 verehelichte er sich mit Barbara von Salis aus dem „Bodmer“ in Malans. Unter Oberst R. La Mica nahm er sodann tätigen Anteil am Ausbau des Bündner Straßennetzes, wandte sich aber bald dem Eisenbahnwesen zu, leitete den Bau verschiedener Linien in Oberitalien und erwarb sich wesentliche Verdienste um die Entwicklung des ostschweizerischen Bahnnetzes. In den 70er Jahren bearbeitete Bavier, im Auftrage eines Konsortiums, ein vollständiges Detailprojekt für die von der Ostschweiz angestrebte Splügenbahn. 1862 war er in den Nationalrat gewählt worden, aus dem er im Januar 1879, an Landammann Heers Stelle, in den Bundesrat übertrat. Besonders verdient um das Vaterland machte er sich 1876/77 als eidgenössischer Kommissär durch die geschickte Beilegung der schweren Tessiner Wirren. Nachdem Bavier im Jahre 1882 das eidgenössische Bundespräsidium bekleidet hatte, wurde er 1883 zum schweizerischen Gesandten in Rom gewählt, von welcher Stelle er 1894 aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat. Die letzten zwei Jahre seines Lebens verbrachte er mit seiner Gemahlin zunächst im „Bodmer“ zu Malans und schied aus diesem Leben im Jänner 1896, während des Aufenthaltes bei einer seiner Töchter, in Basel.

Damit lassen wir nun das Wort dem Verfasser der Lebenserinnerungen.

1893 / Nach 68 Jahren.

Erstes Dezennium / 1825—35.

Süßer Traum der Kinderjahre,
Rehr' noch einmal mir zurück!

In dem Städtchen Chur erblickte ich am 16. September des Jahres 1825 das Licht der Welt.

Meine Mutter war eine Frau von seltener Herzensgüte und frommem Gemüte, aufopfernd und liebevoll; ein Segen für ihre Familie, ein Trost für die Armen und Kranken, ein leuchtendes Vorbild für ihre Kinder.

In Fideris, ihrem Heimatort, wurde sie außerordentlich geliebt, und als es einmal hieß, Frau Katharina kommt mit ihrem erst ein Jahre alten Kinde auf Besuch, da eilte das halbe Dorf dem Bergwägelschen, auf dem wir anrückten, entgegen und alles wollte dem lieben Besuche den Willkomm bieten und ihn in das väterliche Haus geleiten.

Sinter unserm Wägelschen ritt auf stattlichem Pferde mein Großvater Bundeslandammann Koffler. Er war ein Mann, dessen Bild mir noch immer in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Ein Patriarch edelster Art, ein Vater des ganzen Dorfes und weit hinaus über die Grenzen desselben, hochgeachtet von allen seinen Mitbürgern. Zur Zeit des Einfalles der Franzosen im Jahre 1799 hatte er sich an der Spitze der Prätigauer den Eindringlingen „in der Clus“, am Ausgang des Tales, entgegengestellt. Er wurde hierbei, als der Feind über Balzeina in den Rücken der Prätigauer geführt worden, von einer Kugel in den Arm getroffen und konnte verwundet noch nach Fideris zurückreiten. Dort wurde er von den Franzosen im Bett gefunden und von ihnen, wenn auch nicht tödlich mißhandelt, so doch in roher Weise bedroht. Er mußte für lange Zeit eine ganze Compagnie beherbergen und Contributionen bezahlen. Die Kugel trug er, da sie aus dem Ellbogengelenk nicht herausgezogen werden konnte, bis zu seinem Tode im Arm.

Meine Großmutter in Fideris war eine hohe, ernsthafte Frau, stets in schwarze Bündnertracht gekleidet.

Mein Vater war ein braver, vortrefflicher Mann von heiterem Temperament, zuweilen etwas hitzig, aber nie ungerecht. Er arbeitete sehr viel, da er neben seinem angestregten Expeditions- und Bankgeschäft noch viele öffentliche Aemter bekleidete. Er war Stadtbogt in Chur (die Stelle eines Bürgermeisters hatte er, wie später auch ich, ausgeschlagen), Großratspräsident, Mitglied der Regierung, weshalb er sein Leben lang Herr Bundespräsident genannt wurde. (Diesen Titel trug nämlich das dem Gotteshausbund angehörende Mitglied der Regierung bis zum Jahre 1848.) Ferner war er Tagsatzungsbeamter und als der neue Bund ins Leben trat, Mitglied des Nationalrates bis zu seinem Tode. Er nahm ein ganz besonderes Interesse am Postwesen und es ist vorab ihm zu verdanken, daß die Graubündnerischen Posten die besten in der ganzen Schweiz waren.

Während vielen Jahren, da er Präsident der Postkommission war, fehlte er keinen Tag im Posthof, wo er schon morgens 5 Uhr den Abgang der Diligencen kontrollierte, dann wieder abends spät ihre Ankunft abwartete. Ich war oft sein Begleiter und wohnte mitunter tragikomischen Szenen bei, die sich mit unbotmäßigen Reisenden oder fehlbaren Postangestellten, Kondukteuren und Postillonon zutrug, bei denen das lebhafteste Temperament meines Vaters sich geltend machte.

In seiner Jugend hatte er auch Militärdienst geleistet und als Quartiermeister den unblutigen Feldzug zur Wiedereroberung von Cleven mitgemacht (1814).

Meinen Großvater väterlicherseits kannte ich nicht. Er starb bald nach

meiner Geburt. Meine Großmutter ist mir dagegen noch in lebhafter Erinnerung. Sie war eine gescheite, praktische und freundliche Frau. Ihre außerordentliche Körperfülle verursachte ihr viele Beschwerden und fesselte sie in den letzten Jahren ihres Lebens an das Haus. Ich mußte ihr dann oft Gesellschaft leisten. Dies dünkte mich aber gar langweilig und ich versuchte immer, ihr zu entinnen. Sie mußte sich jedoch meines Verbleibens zu versichern, indem sie mir einige „Bluzger“ dafür in Aussicht stellte, welche ich nach einigen Stunden auch erhielt und dann meistens sofort zu einem Geschäft mit der Obsthändlerin auf dem Martinsplatz verwendete.

Doch ich kehre nun nach Fideris zurück, wohin ich in allerfrühester Jugend zu den Großeltern, Onkeln und Tanten gebracht wurde.

Es ist ein kleines Dorf von 400 Einwohnern. Jedesmal, wenn ich an diesen lieben Ort zurückdenke, wo ich so viele schöne Jahre verlebt habe, wird das Herz mir weit und tritt mir die Träne ins Auge. Denn wie Vieles ist nicht mehr da, das einst gewesen und was liegt begraben, das einst in den alten Häusern und im Feld geschaltet, das einst so jugendfroh auf dem grünen Platz unter der Linde sich herumtummelte!

Fideris — das Dorf — liegt auf sonnigem Plateau, eine halbe Stunde außerhalb dem in einer Schlucht erbauten Badeort Fideris mit seinen Sauerbrunnen. Im Sommer herrscht reges Leben: es langen die Badegäste in Scharen an und auch das Dorf ist ganz besetzt von ihnen. Erst im Oktober nimmt das Dorf seine alte Physiognomie an und ist, von Fremden verlassen, wie früher still und gemütlich geworden.

In Fideris und Chur verlebte ich abwechselnd meine Kinderjahre. Wie das Füllen sich aus dem Stall hinaussehnt nach der grünen Weide, so wartete ich stets mit Sehnsucht auf den Tag, an dem ich aus der kleinen Stadt nach dem lieben Dörfchen ziehen durfte. Schon die Reise war damals ein fröhliches Ereignis. Währenddem man jetzt auf der neuen Talstraße, ja seit 1890 sogar mit der Eisenbahn, den Weg nach Fideris in kürzester Zeit zurücklegt, brauchte man zu jenen Zeiten hiezu einen vollen Tag. Früh morgens fuhren wir in einer Kutsche meines Vaters bis zum Felsenbachwirthshaus am Eingang der Elus. Dort warteten ein paar Bergwägelchen, auf denen eine Matratze mittelst einem darunterliegenden Netz aus Stricken einen weichen Sitz darbot, wodurch die Stöße auf der rauhen Straße gemildert wurden. Meine liebe Mutter und die Kleinsten der Kinder nahmen Platz darauf. Für mich war später, als ich 7 oder 8 Jahre überschritten hatte, in anderer Weise gesorgt und es stand — oh die Freude! — ein gesatteltes Pferdchen da, auf das ich zu meinem unendlichen Vergnügen gesetzt wurde.

Meine ausgesprochenste Leidenschaft betraf von frühester Jugend an die Pferde. Ich habe einen guten Teil meiner Kinderjahre im Stall oder im Freien bei denselben zugebracht und, als ich einmal größer war, mich viel mit ihrer Dressur, mit Reiten und Fahren beschäftigt. Doch, ich nehme die Fideriser Reise wieder auf!

Vom Felsenbach weg ging es im Schritt bis nach Bardisla, wo wir

in einem kleinen Wirtshaus — es gehörte einem Landammann namens Tapfer — gastliche Aufnahme fanden.

Vor 50—60 Jahren war das Reisen in den Graubündner Thälern noch ein recht interessantes Unternehmen. Man wurde von den bekannten Wirtsleuten mit offenkundiger Freude bewillkommen, mußte ihre Fragen über die Hauptstadt, über allerlei bekannte Personen und über Ereignisse von größerer oder geringerer Bedeutung ausführlich beantworten und schied endlich nach Berichtigung der bescheidenen Beche, wie von alten Bekannten, mit dem Versprechen, bald wiederkommen. Damals war der Reisende eine in diesen Thälern eher seltene und stets interessante Erscheinung. Heute ist er nur eine Nummer ohne Bedeutung und nur insofern interessant, als er das Mittel zum Erwerb darbietet. Er wird über nichts gefragt und bekümmert sich um nichts als um sein Essen und Trinken, das er meist in großer Hast zu sich nimmt. Alles, was er etwa erzählen könnte, ist schon längst durch die Masse von Zeitungen, mit denen das Land überschwemmt wird, berichtet worden.

Ich bin kein laudator temporis acti und anerkenne gerne die ungeheuren Fortschritte, welche auf dem Wege allgemeiner Wohlfahrt gemacht werden. Aber manches Eigentümliche der früheren Zeiten, das leider mit vielem, weniger Gutem nun verschwunden ist, diente eben doch sehr dazu, dem Leben einen ungewöhnlichen Reiz zu verleihen, das individuelle Selbstbewußtsein zu erhöhen und Charaktere zu bilden.

Bald brachen wir in Pardisla wieder auf und rückten bis Schiers vor. Dort machte man in der Regel Mittagsrast im Hause eines alten Großheims. Hierauf begann dann die beschwerliche Strecke durch den sogenannten „Lunden“, wo die entsetzlich holperige Straße die feste Konstruktion der Fuhrwerke auf die Probe stellte und deren Insassen zuweilen in die Höhe schnellte und beständig auf das heftigste durchschüttelte. Ungefähr in der Mitte dieses halbschweren Weges, zwischen Schiers und Genaz, stand ein Haus, das samt dem dazu gehörigen Gute Eigentum meines Großvaters war. Es hieß Prapperwyl. Dort gab es eine neue Rast und es wurde ein reichlicher Imbiß „das kleine Marend“ genannt, aufgetragen. Ueber die sogenannte „hohe Brücke“ gelangte man endlich nach Genaz und in die Fideris-Alu. Von hier weg ging es sehr steil in die Höhe und es bedurfte kräftiger Pferde, um das Wägelchen über Stock und Stein den Berg hinauf zu schleppen. Am Fuße der Steigung steht eine alte Ruine; sie heißt „Schanänn“. Die Fuhrleute standen im Glauben, daß bei Nacht sich dort, wenn sie den Berg hinanführten, eine weißgekleidete Jungfrau — die Jungfrau von Schöna — auf den Wagen setze.

In diesem Glauben wurden die Leute um so mehr gestärkt, als die Straße immer schlechter wurde und es allerdings schien, daß eine neue, unsichtbare Last dem ermüdeten Pferde noch angehängt worden sei, welche es kaum imstande war, zu bewältigen. Endlich langte die Karabane auf dem Platze vor dem großväterlichen Hause an. Ich war längst angekommen, um die Ankunft der lieben Mama, samt Kindern, Mägden und Koffern zu verkünden.

Eine gute ledige Tante, deren Liebling ich bis zu ihrem Hinschiede geblieben bin und die Großeltern traten auf den Balkon (man nannte ihn das „Schorli“ und ich kann mir nicht erklären, woher dieser im Prätigau gebrauchte Ausdruck kommt), um die Ankömmlinge zu begrüßen. Ein Onkel hatte schon vom Felsenbach weg die kleinen Behikel eskortiert und sie mußten von ihm und den Fuhrleuten gestützt werden, um auf der abschüssigen Straße nicht umzufallen. Man wird es heute kaum für möglich halten, daß ein solcher Transport noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch ein langes, bevölkertes Tal stattgefunden; aber es ist dies eine Tatsache, die ich ohne Uebertreibung erzähle. Nicht zu vergessen ist ein großer treuer Pudel, den der Dorfarzt, Dr. Thomas, nach Absolvierung seiner Studien, von München mitgebracht und meinem Großvater geschenkt hatte. Es war ein Münchener Studenten-Hund gewesen und ein sehr munteres, gelehriges Tier, der einzige Hund, mit dem ich je auf freundschaftlichem Fuße gestanden bin, da ich sonst die Hunde nicht liebe, weil sie, abgesehen von ihrer Treue, wenig nützen und viel Unheil stiften. Ich nahm den Hund (Caro hieß er) ganz in Beschlag und erschöpfte meine Phantasie, um ihn auf möglichst vielfache Art dienstbar zu machen. Ich hatte ein Geschirr für ihn zusammengeflickt und spannte ihn damit an ein Korbwägelchen; zuweilen weigerte er sich aber, zu ziehen. Dann stellte sich ein kleiner Freund von mir (Mathis Badraun hieß er), der im Hause meines Großvaters erzogen wurde und nunmehr in Amerika gestorben ist, mit einer Kake auf dem Arme etwa 10 Schritte vor das Gespann. Der Erfolg war ein augenblicklicher. Caro stürzte sich wie rasend auf die Kake, welche der Knabe laufen ließ. Es entstand dann eine wilde Jagd, bei der meine Equipage regelmäßig umgeworfen wurde, und nachdem ich mich aus dem Staube wieder erhob, suchte ich den Caro mit dem von ihm nachgeschleppten Fuhrwerk zu fangen. Es gelang dies ziemlich leicht, da die Kake sich meistens auf eine Holzbeige oder auf einen Baum flüchtete, die Caro heulend belagerte.

Zuweilen fuhr ich mit dem Hunde nach dem Fiderisbade und wenn ich mit ihm anlangte und ihn an einem roten Halsband samt dem Stroh-wägelchen vorführte, zweifelte ich nicht im geringsten daran, die Bewunderung sämtlicher Badegäste zu erregen.

Eine hohe Freude war es für mich, wenn ich meinen Großvater auf seiner Tour nach St. Antönien, in eine 4 Stunden entfernte Alp, wo er einen großen Viehstand unterhielt, begleiten durfte. (Da, wo die Ställe damals standen, ist nun eine kleine Fremdenpension „Partnun“ errichtet worden.)

Solange ich noch klein war, nahm er mich vorn auf den Sattelknopf. Obgleich das Verharren auf diesem improvisierten Sitz durchaus nicht schmerzlos war, verzog ich doch keine Miene und schwelgte vielmehr in dem Hochgenuß, auf diese Weise befördert zu werden. Später erhielt ich dann zu diesen Touren ein eigenes Pferd. In St. Antönien blieben wir in der Regel in einem meinem Großvater gehörenden Haus (jetzt gehört es einer Frau Lötcher), wo wir Proviant, den die sorgliche Tante stets

im Frühjahr hinein sandte, in reichlichem Maße vorhanden und uns daran, sowie an dem alten Weltliner, köstlich erlabten. Dies sind die wahren fürstlichen Schmäuse! Ganz anders als im goldgeschmückten Salon mit galonierten Bedienten, raffinierten Speisen und Getränken, wobei stets die wahre Würze eines Mahles: Umgebung treuer Genossen, harmlose, unbefangene Unterhaltung und ein durch Strapazen geschärfter Hunger fehlt.

In Fideris verlebte ich jeden Sommer eine herrliche Zeit. Nicht nur durfte ich mit dem Chni, der meistens auch das Amt eines Landammanns bekleidete, in die benachbarten Dörfer gehen oder reiten, sondern ich hatte damals auch mehrere Kameraden, mit denen ich mich herumtummelte. Dann aber waren besonders die Knechte, die Pferde, die Kühe, die Kälber, Schafe, Ziegen, Schweine, die meine Tätigkeit auf die verschiedenste Weise in Anspruch nahmen, von ungeheurem Interesse für mich. Wenn ich mich des Abends in mein Bettchen legte, war ich so müde, daß ich, sobald ich der guten Tante mein Abendgebet aufgesagt hatte, sofort einschlief und erst wieder erwachte, wenn das Horn der Hirten, welche all die verschiedenen Vierfüßler auf die Weide trieben, ertönte. Dann blieb ich freilich keine Sekunde länger im Bett, sondern kleidete mich in Eile an und stürmte dann ins Freie, um das Vieh hinaustreiben zu helfen und die Hirten nacheinander ein Stück weit zu begleiten. Abends, wenn dann die Kühe und Gaißen heimkehrten, eilte ich ihnen wieder entgegen und kam, an jeder Hand eine Ziege führend, nach Hause, wo ihnen Salz vorgestreut wurde. Hierauf mußte ich natürlich dem Melken der Kühe und Ziegen noch beiwohnen und sehen, wie man ihnen das Nachtlager bereitete. Eine ländliche Beschäftigung, die mich anfänglich sehr vergnügte, war das Heuen. Aber nachgerade wurde es mir sehr lästig, da mein Oheim mich streng dazu anhielt, den Rechen zu brauchen und das dürre Heu in Bürden in den Stall zu tragen. Alles Sträuben half nichts und ich mußte auch solange arbeiten, bis auch er endlich fertig war und mit Knechten und Tagelöhnern nach Hause zog.

Obgleich ich meine Schulbildung in Chur erhielt und dort die Stadtschule besuchte, wurde mir das Lernen in Fideris doch nicht ganz erlassen und ich erhielt Privatunterricht durch den Dorfschullehrer — er hieß Keller, war aus dem Kanton Zürich und übte zugleich den Schneiderberuf. Sein Szepter war ein dickes und breites Lineal, welches er mitunter mit meinem Rücken in Berührung brachte und damit auch sogenannte „Täpli“ applizierte. Im ganzen führte er aber doch einen milden Stab und ich denke nicht ungern an seinen Unterricht zurück.

Einen ganz besonderen Gönner hatte ich an dem in Fideris wohnenden ledigen Arzt Dr. Thomas gefunden. Derselbe nahm mich oft auf seine Touren mit. Er hatte ein vortreffliches schwarzes Pferdchen und im Winter fuhr er mit demselben blitzschnell davon. Ich durfte hinter dem Schlitten auf dem sogenannten „Vogel“ sitzen. Es erforderte viel Aufmerksamkeit, bei dem raschen Tempo auf der trotz dem Schnee doch sehr unebenen Bahn nicht herunterzufallen. Man kannte damals keine

anderen Schlitten als die sogenannten „Rennbennen“, auf denen man rittlings saß. Damen Frauenzimmer mit, so setzten sie sich seitwärts auf den Schlitten und klammerten sich so gut als möglich an der Lehne an. Hatte man weibliche Ladung, so war es üblich, wenigstens einmal auf der Fahrt zu „trölen“, d. h. den Schlitten umzuwerfen, was Dr. Thomas mit seinen langen Beinen stets mit großer Eleganz besorgte und mir dadurch jedesmal einen köstlichen Spaß bereitete. Im hohen Schnee litt niemand Schaden und ein solches Abenteuer gehörte zur Würze einer Schlittenpartie.

Einen Teil meiner Jugend mußte ich, wie schon bemerkt, in Chur zubringen. Neben dem Schulbesuch tummelten wir uns viel herum und es gab beständig Kämpfe unter der Schuljugend. Sie teilte sich in zwei feindliche Scharen aus den Anwohnern der beiden Stadtteile, dem untern und dem obern Tor, welche sich zuweilen hitzige Scharmügel lieferten.

Außerdem befand ich mich sehr viel im Stalle und pflog intime Freundschaft mit den Kutschern meines Vaters. Der erste derselben, den ich als fünfjähriger Knabe kennen und schätzen lernte, hieß Xaver. Ich durfte neben ihm, durch einen Riemen festgeschnallt, auf dem Boock sitzen. Mein stetes Bemühen war, mir seine Gunst zu erwerben und zu erhalten, was mir zuweilen recht schwer gemacht wurde; denn Xaver verlangte von mir unaufhörlich neue Leistungen. Bald mußte ich ihm Geld bringen, bald Rauchtobak, von welchem eine spezielle Qualität — man nannte sie „Bestelmeier“. Wenn mir dies gelang, nahm er mich mit sich in eine kleine Wirtschaft, wo er mich seinen Kollegen vom Boock als einen hoffnungsvollen Jungen vorstellte. Ich fühlte mich durch solche Anerkennung sehr geschmeichelt und spannte aufs neue all meine Kräfte an, um in der ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft Contributionen für den biedern Xaver einzutreiben. Dies gelang mir meistens und diente dazu, unser freundschaftliches Verhältnis zu befestigen. Aber ich mußte mich von meinem Mentor, in dessen Stalle mir viel wohler war als später in Palästen, scheiden. Er reiste plötzlich ab und begab sich nach Lindau, wo er einen Bund fürs Leben mit unserer ehemaligen Köchin abschloß. Derselbe fiel aber für seine Konstitution nicht zuträglich aus. Als ich einige Jahre später mit meinem Vater nach Lindau kam, fanden wir den einst so dicken, stattlichen Xaver zu einem magern, mißmutigen Chefrüppel degradiert und das Wiedersehen war für ihn und für mich ein recht wehmütiger Augenblick. In der Kutscherhierarchie folgte auf Xaver sofort ein Ersatz durch einen direkt aus Schwaben angelangten Kosselenker. Er hieß Johann Ebe. Ich war damals 7—8 Jahre alt und durfte jeden Abend mit ihm ausreiten. Dies war natürlich ein hoher Genuß, der durch die anziehende Gesellschaft Johannes' noch wesentlich erhöht wurde. Denn Johann war eine hochstrebende, poetische Natur. Sobald wir vor dem Städtchen waren, erzählte er mir Geschichten, in denen er stets als Held erschien. Daneben sang er auch viele schöne Lieder. Ein von ihm mit besonderem Gefühl vorgetragenes Gesangsstück war Bertrands Abschied. Bei der Schlußstrophe: „Ich war im Glück und Ruhm stets dein

Gefährte, ich will es nun im Unglück auch dir ſein“ reichte er mir gewöhnlich die Hand herüber. Ich drückte dieſelbe tief gerührt, verſetzte mich in die Lage Napoleons und blickte mit Stolz auf den treuen mir gebliebenen Gefährten. Dieſe ſchöne Zeit war aber nicht von langer Dauer; denn in einer Nacht nahm er, wie einſt Bertrand von der Inſel Elba, den Finkenſtrich, bei dem Napoleon aber im Stich gelassen wurde. Als mein Vater, der ſehr früh aufſtand, ihm klingelte, erſchien niemand; denn Johann war auf Nimmerwiederſehen verſchwunden. Auch er war, wie ich ſpäter vernahm, den Lockungen einer Köchin unterlegen. Dieſelbe war einige Tage vorher in ihr bairiſches Vaterland zurückgekehrt und der Held Johann konnte, wie einſt Antonius, weder durch Pflicht, noch durch Anhänglichkeit davon abgehalten werden, ſeiner Cleopatra zu folgen. Welches Schickſal ihm dieſelbe bereitete, iſt mir unbekannt geblieben. Ich tröstete mich, wie es im Leben nun einmal meiſtens der Fall iſt, über die Trennung gar bald, zumal ſein Nachfolger, ein ſchmucker, ehemaliger bairiſcher Kavalleriſt war. Dieſer beurteilte meine Reitkünſte ſehr geringſchätzig und ich habe es ihm zu verdanken, daß ich mich darin vervollkommen und die Anfangsgründe der Pferdedreſſur erlernen konnte. Er war etwas pedantiſcher Natur und es mußte alles ſtramm und pünktlich zugehen. Als ich ſpäter das väterliche Haus verließ, trat er gleichzeitig auch aus dem Dienſt und wurde durch Johann Zindel, der heute (1893) Telegraphenläufer und der Familie noch immer anhänglich geblieben iſt, erſetzt.

Im Lernen zeichnete ich mich nicht aus. Wohl aber ſchwang ich mich zum Anführer einer Anzahl wilder Knaben auf und vollbrachte in den freien Stunden, welche uns blieben, unzählige mehr oder weniger intereſſante Streiche.

Ich zog mir allerlei Feindſchaften zu und unter meinen Miſſchülern beſtand eine ziemlich ſtarke Partei, die mich und meine Genossen bekämpfte und verfolgte. Bei ſolchen Verfolgungen bildete dann der Rutscher eine unſchätzbare Reſerve, auf die unſer fliehendes Corps ſich zurückziehen konnte. Er ſtand unter der Stalltüre mit der langen Peitsche unter der Hand und ſobald der Verfolger anlangte, verſtand er es, den Rühnſten, die bei ſeinem Anblick umkehrten, einige kunſtgerechte Hiebe auf die ſich ihm anbietenden Partien zu verſetzen, wodurch die Buben zu verzweifelden Sprüngen und in wilde Flucht getrieben wurden.

Daß ich, wie geſagt, ein wilder Bube war, kann ich nicht leugnen. An dieſer Verwilderung trug aber ſicher niemand weniger Schuld als meine vortreffliche Mutter. Ihr Beiſpiel und ihre Lehren hätten mich von allen loſen Streichen abhalten ſollen. Ich wurde aber von anderer Seite und, offen geſtanden, durch meinen eigenen Gang zu allerlei Mutwillen verführt. Die gute Mutter verſammelte uns Kinder jeden Morgen und ſprach uns ein kurzes Gebet vor, das wir im Chor wiederholten. Jeden Abend ſetzte ſie ſich zu mir an mein Bett und ich mußte ihr erzählen, wie ich den Tag zugebracht und ob ich nichts Unrechtes verübt habe. Ich geſtand ihr oft unter heißen Tränen alle meine Vergehen. wurde von ihr ſanft, aber eindringlich ermahnt und ſchloß dann mit dem aufrichtig gemeinten Verſprechen, mich zu beſſern, ruhig ein.

Eine solche Beichte hatte ihr Gutes. Sie entlastet das Gemüt und weckt den Vorsatz zur Besserung. Durch sie wird der Druck, der sonst bei einem feinfühlenden Kinde fast unerträglich würde, weggenommen; denn es ist wahr, was der Dichter sagt: „Der Uebel größtes ist die Schuld.“

Mein Vater befaßte sich nur wenig mit unserer Erziehung, da er durch öffentliche und private Geschäfte davon abgehalten war. Ich hütete mich sehr, seinen Unwillen zu erregen; denn er war hitziger Natur, daneben aber von großer Herzensgüte. Unter die Erholungen, die er sich gönnte, gehörte ein täglicher Spaziergang, im Sommer schon morgens 4 Uhr, im Winter sobald es Tag wurde. Er kehrte dann zum Frühstück zurück und begab sich nachher auf sein Bureau. Nachmittags nahm er eine Tasse Café im Kasino und machte dann meistens eine kurze Spazierfahrt, zu welcher er gewöhnlich einen seiner Freunde einlud und wobei ich stets, wenn ich in Chur war, meinen Sitz auf dem Boß einnahm, den ich als ein unantastbares Privilegium betrachtete.

Mein Vater konnte sehr gut pfeifen und pflegte sich darin zu üben wo es nur irgend möglich war. Zu jeder Mahlzeit begab er sich aus seinem im unteren Stock liegenden Bureau mit Musik, d. h. mit Pfeifen eines munteren Marsches und wir wurden dadurch von seiner Ankunft avisirt und setzten uns sofort zu Tisch, da er ungemein pünktlich war und von andern Pünktlichkeit verlangte.

Andreas Heusler †

Von
Ulrich Stuk.

Wohl jede Stadt, die Sitz einer Universität ist, weiß diesen Vorzug nach Gebühr zu schätzen. Gewisse deutsche Universitätsstädte leben geradezu von ihrer Hochschule. Nähme man ihnen diese, so würden sie zur Bedeutungslosigkeit verurteilt und wirtschaftlich verkümmern. Bei anderen, für die die Universität nicht in solcher Weise das Ein und Alles ist, bildet sie wenigstens den wärmenden Herd, von dem aus ihr geistiges Leben durchglüht und entscheidend bestimmt wird. Das gilt auch von unseren schweizerischen Universitäten. Jedoch von keiner mehr als von der Basler. Indem ich dies ausspreche, hoffe ich, den übrigen, auch der meiner Vaterstadt Zürich, zu deren akademischen Bürgern seinerzeit gehört zu haben, mich noch heute mit Stolz erfüllt, durchaus nicht zu nahe zu treten. Zürich, die Hochschule der Ost-, Bern, diejenige der Mittelschweiz, haben ja einen weit stärkeren Zulauf. Ihr Dasein entspricht gleich dem der Berliner Universität einer Staatsnotwendigkeit. Deshalb haben sie auch bis zu einem gewissen Grade einen politischen Charakter. Wer z. B. die Vertretung der Geschichte oder die Zusammensetzung der juristischen, jetzt staatswissenschaftlichen Fakultät in Zürich während der letzten Jahrzehnte ins Auge faßt, wird verstehen, was ich meine. Ganz anders in Basel,